

Nachhaltige Auswege aus der Krise finden / Symposium mit internationalen Spitzenforschern

Wer kluge Köpfe will, muss Zeit und Raum für Gefühle lassen

Von Mona Köcher

Nachdem die Banken- und Immobilienblase geplatzt und die Wirtschaft weltweit eingebrochen ist, denkt die Politik als Lehre aus der Krise darüber nach, wie Wohlstand und Leistungsfähigkeit einer Volkswirtschaft erhalten bleiben können. Ein wichtiger Ansatz dabei sind Investitionen in Innovationen, Bildung, Forschung und Technologie. Doch damit hapert es in Deutschland offensichtlich, was gerade für ein rohstoffarmes Land verheerend ist.

Aber woraus erwächst Innovationsfähigkeit überhaupt, wie kann sie gestärkt werden und in welchem Zusammenhang steht sie mit frühkindlicher Bildung? Diesen Fragen widmete sich am vergangenen Montag in Berlin ein Symposium des Instituts für Demografie, Allgemeinwohl und Familie unter dem Titel „Bindung, Bildung, Innovation“. Als Referen-

renten waren renommierte und in Fachkreisen international bekannte Soziologen, Psychologen, Therapeuten und Unternehmer aus Deutschland, Kanada und den USA eingeladen.

„Man lernt nur von dem, den man liebt.“ Dieses Goethezitat trifft im weiteren Sinn den Hauptgedanken, den die Referenten ihren Ausführungen zugrunde legten, anders gesagt: Keine Bildung ohne Bindung.

Eine Bindung zwischen Mutter und Kind besteht bereits vor der Geburt, und sie beeinflusst das Wohl des Ungeborenen. Der Mutterleib sei die erste Schule, die wir alle besucht haben, sagt der Pränatalforscher Ludwig Janus. Er spricht von einer Gefühlsprägung: Fühle sich eine Schwangere gut, sende sie ganz andere Botschaften an das Ungeborene. „Gestresste Mütter bringen gestresste Kinder zur Welt“, so Janus. Denn im Gegensatz zu Tieren würden wichtige Entwicklungsphasen beim Men-

schens grundsätzlich anders verlaufen: Während sich Affenbabys mit Körperkontakt zufriedengeben – sie halten sich an der Mutter fest, um sich sicher zu fühlen – brauchen Menschenkinder eine intensivere Beziehung: Augenkontakt, Gestik und stimmliche Kommunikation.

Wie wichtig gerade diese Beziehung für das Neugeborene ist, betont auch der Kinder- und Jugendpsychologe Wolfgang Bergmann: „Wo die Einheit, die Innigkeit nicht gelingt – zum Beispiel, wenn die Mutter unter postnatalen Depressionen leidet – zeigen sich im Gehirn des Babys bereits nach drei bis sechs Wochen Abweichungen, die eine Depressivität kennzeichnen.“

Dem folgt auch der Mediziner Roland Grossarth-Maticsek, der die symbiotische Beziehung zwischen Mutter und Kind an mehr als 1000 Probanden über einen Zeitraum von 30 Jahren untersucht hat. Die Langzeit-

studie ergab eine „hochsignifikante Abhängigkeit zwischen Familienmuster und sozioökonomischem Schicksal im Erwachsenenalter“, so Grossarth-Maticsek. Sie habe gezeigt, dass eine traumatische Unterbrechung der Mutter-Kind-Symbiose zu gesundheitlichen Schäden führe, zu Lernschwierigkeiten, zu erhöhter Suchtgefahr und zur erhöhten Gefahr einer Frühverrentung. Kurz gesagt: Lebensumstände und Verhalten der Eltern haben einen nahezu unwiderruflichen Einfluss auf das weitere Leben des Kindes, bis ins Erwachsenenalter.

Das zeigt sich am Beispiel der Selbstregulation, die nicht angeboren ist: Während bei Neugeborenen bereits alle Sinne voll ausgeprägt sind, ihre Reflexe funktionieren, sie Angst, Wut, Liebe und Neugier empfinden können, müssen sie erst lernen, diese Gefühle auch selbst zu regulieren, zu steuern. Das geschieht sehr früh in der

Entwicklung, und zwar durch den gefühlsmäßigen Austausch mit den Eltern. Fehlt dieser, zeigen sich bei Kindern Verhaltensauffälligkeiten, erklärt Stuart Shanker. Der Philosoph und Psychologe lehrt an der York-Universität in Toronto. Seine Zahlen sind alarmierend: 53 Prozent der Schulkinder in Kanada zeigen Probleme psychologischer Art (Depressionen, Ängste), Aufmerksamkeitsstörungen (ADAS) oder Verhaltensstörungen wie Aggression. Die Wurzeln dieser mentalen und körperlichen Probleme verortet Shanker in der Zeit, in der das Gehirn einen großen Wachstumsschub erfährt – in den ersten neun Monaten nach der Geburt.

Den Grund für den hohen Anteil problematischer Kinder sieht er einem Defizit in der Selbstregulierung, also in schweren Beziehungsstörungen zwischen Eltern und Kindern. Die könnten zum Beispiel entstehen, wenn eine Mutter schon

sechs Wochen nach der Geburt wieder arbeiten geht und ihr Kind von fremden Menschen betreuen lässt. Für das Kind gehe so eine wertvolle Phase des Lernens verloren. Dieser Verlust sei kaum auszugleichen, denn ab dem siebenten Lebensjahr sei es sehr schwierig zu lernen, wie man Aufmerksamkeit, Impulse, Gefühle und Stimmungen steuert. Deshalb hält der Psychologe es für besonders wichtig, dass die Gesellschaft dafür Sorge, Eltern und Kindern die Möglichkeit zu geben, wichtige frühkindliche Entwicklungsphasen gemeinsam, unbeeinflusst von äußeren wirtschaftlichen Zwängen, zu erleben.

Folgt man diesen auf der Berliner Konferenz vorgetragenen Forschungsergebnissen und Überlegungen, dann sind die von Politikern unternommenen Bemühungen, durch staatliche Eingriffe möglichst früh und schnell Elternschaft und Arbeit unter einen Hut zu bringen,

eher kontraproduktiv. Es genügt demnach nicht, beim Thema Bildung über bilingualen Unterricht, Ganztagschulen und Elite-Universitäten zu diskutieren. Die Grundlagen für Bildung werden in den ersten Lebensjahren eines Kindes geschaffen. Emotionale Stabilität und Selbstsicherheit der Kinder sind die Basis für erfolgreiches Lernen. Voraussetzung dafür ist jedoch die gelungene und verlässliche Bindung an eine beziehungsweise mehrere Bezugspersonen.

Die Politik ist daher gefragt, Rahmenbedingungen zu setzen für eine Gesellschaft, die Mütter nicht zwischen Beruf und Familie hin und her reißt, sondern die frühkindliche Bindung zu den Eltern unterstützt.

Denn sicher ist eines: Ohne motivierte, gut ausgebildete und innovative nachfolgende Generationen wird Deutschland als Wohlstandsstandort zum Auslaufmodell – und das sehr schnell.